

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Kambodscha

vom 21. Januar bis 04. März 2007

Tourismus: Fluch oder Segen für Kambodscha?

Von Barbara Gruber

Kambodscha, vom 21. Januar bis 04. März 2007



Inhalt

1. Zur Person	214
2. Sonnenaufgang in Angkor Wat	214
3. Traumberuf Reiseführer	215
4. Angkor Wat: vermarkten oder schützen?	216
5. Eine Erfolgsstory: Kölner Konservatoren in Angkor Wat	218
6. Batterieautos, Plastiksandalen und Angkor-Führer	218
7. Das Geheimnis von Sokimex	220
8. Landraub und Korruption	221
9. Zimmer frei?	223
10. Wo geht bloß all der Müll hin?	224
11. Wasserverschwendung ist im Zimmerpreis inbegriffen	225
12. Obst und Gemüse, warum nur importiert?	227
13. „Stay Another Day“	230
14. Könige der Straße	232
15. Der verwunschene Wald von Kampong Phlouk	233
16. Wie schläft es sich auf einer kambodschanischen Matte?	235
17. Aussicht auf Luxustourismus in der asiatischen Serengeti?	238
18. Verlorene Grandeur im „Bokor Palace“	239
19. Kep-sur-Mer	240

20. Die Schattenseiten des Tourismus: Sonne, Strand und Sex 241
21. Und es gibt es doch... das Paradies 243

1. Zur Person

Barbara Gruber wurde 1974 in London geboren. Nach dem deutschen und französischen Abitur studierte sie Politische Wissenschaften in Paris und absolvierte ein Aufbaustudium in Internationalen Beziehungen in New York, Schwerpunkte Menschenrechte und Kommunikation. 2001 kehrte sie nach Deutschland zurück und volontierte bei der Deutschen Welle. Seit Herbst 2002 arbeitet sie als Redakteurin in der Europa-Redaktion von Deutsche Welle Radio. Im Februar 2006 reiste sie zum ersten Mal nach Kambodscha als Journalisten-Trainerin für die Deutsche Welle Akademie. Dank der Heinz-Kühn-Stiftung konnte sie das Land jetzt auch als Reporterin erkunden.

2. Sonnenaufgang in Angkor Wat

5 Uhr 30. Noch ist es dunkel und es weht eine ungewohnt frische Brise. Die Stimmung ist geheimnisvoll.

Vor mir liegt Angkor Wat, die größte Tempelanlage der Welt, aber noch kann ich nichts erkennen. In der Finsternis bahne ich mir mit meinem Führer Ken Net alias Mister Sorn einen Weg über die Brücke, die ins Innere der Tempelanlage führt. Immer mehr Touristen huschen wie Schatten an uns vorbei. Der Geräuschpegel steigt und lässt keine Zweifel aufkommen: Wir sind nicht die einzigen Frühaufsteher.

Wir setzen uns auf einen Stein und warten auf den Sonnenaufgang. Das Sprachenwirrwarr wird immer lauter. Japaner bauen in Reihen ihre High-Tech-Kameras auf; zahlreiche Kamerablitze lassen erkennen, wie viele Touristen an diesem Morgen nach Angkor Wat gepilgert sind. Junge Kambodschaner verkaufen den Wartenden heißen Tee und Kaffee, auch Plastikstühle kann man für ein paar Tausend Riels, das sind etwa 20 Cents, mieten. Alles dreht sich um die Touristen, an eine Morgenmeditation ist nicht zu denken.

Zwischen 800 und 1200 zählte Angkor über eine Million Einwohner und war damit um ein Vielfaches größer als jede europäische Stadt zu jener Zeit. Angkor war das Zentrum eines Riesenreiches, das in seiner Blütezeit ganz Südostasien dominierte. Die Gott-Könige, die sich in Höchstleistungen gegenseitig übertrafen, hinterließen architektonische Wunder. Was mag wohl der französische Forschungsreisende Henri Mouhot empfunden haben, als er 1860 auf einer Dschungelexpedition als erster Europäer Angkor Wat entdeckte?

Im vergangenen Jahr besichtigten mehr als 1,5 Millionen Touristen die historischen Tempel des Khmer-Reichs. Vor zehn Jahren, als Kambodscha sich mühsam vom Trauma der Bürgerkriegsjahre erholte, waren es lediglich

an die 100.000 Besucher. Doch seither verdoppeln sich die Zahlen von Jahr zu Jahr. In keinem anderen Land der Welt wächst der Tourismus so schnell wie in Kambodscha. 2010 werden mehr als drei Millionen Besucher erwartet, 2020 zehn Millionen.

Wird dieser Ansturm für Kambodscha, eines der ärmsten Länder Südostasiens, ein Segen werden? Schon nach wenigen Stunden in Angkor Wat kommen Zweifel auf: Jahrhunderte waren die antiken Ruinen von Angkor Wat vom Dschungel verschlungen, sie haben Jahrzehnte des Bürgerkrieges überlebt; aber werden sie dem Tourismusandrang des 21. Jahrhunderts standhalten? Und kann der Tourismus zur Linderung der weit verbreiteten Armut der Kambodschaner beitragen?

3. Traumberuf Reiseführer

Seit sechs Jahren arbeitet Mister Sorn als Touristenführer in Angkor Wat. Dieser Job sei besser als viele andere, schildert er, auch wenn er hart sei: man müsse den ganzen Tag auf den Beinen sein, ständig reden und erklären, von morgens bis abends durcharbeiten und häufig sehr früh aufstehen. 20 bis 30 Dollar verdient ein Führer am Tag, eine hübsche Summe – auch nach Abzug diverser Vermittlerkommissionen – während viele Kambodschaner mit etwa einem Dollar täglich auskommen müssen. Selbst Kellner oder Hoteltangestellte verdienen in der Tourismusbranche im nahen Siem Reap selten mehr als zwei oder drei Dollar im Durchschnitt.

Kein Wunder also, dass viele Jugendliche davon träumen, Touristenführer zu werden. Bei meinem Besuch im wunderschönen Bayon-Tempel, der vor allem für seine meterhohen aus Stein gemeißelten Gesichter berühmt ist, begegne ich Chhay und Om. Die beiden Jugendlichen stammen aus einem nahe gelegenen Dorf und haben gerade die Schule abgeschlossen. Seit langem kommen sie jeden Sonntag mit ihren Lehrbüchern in die Tempel, um mehr über das größte sakrale Bauwerk der Welt und die vielen buddhistischen und hinduistischen Kunstwerke zu lernen. Aufmerksam lauschen sie den Ausführungen der Touristenführer – auch um ihr Englisch zu verbessern.

Heute genügt es allerdings nicht mehr, nur Englisch zu sprechen. Koreanisch und Japanisch sind gefragt, denn seit einigen Jahren sind die meisten Touristen in Angkor Wat Koreaner und Japaner. Mit diesen Sprachen verdiene man außerdem mehr, erzählt Mister Sorn, der selbst noch Japanisch und Spanisch lernen möchte. In Siem Reap sind 1.983 Touristenführer registriert. Die begehrteste Sprache sei momentan Russisch, weil die wenigsten sie sprechen. Doch wozu noch Sprachen lernen, wenn die Tempel zu ver-

fallen drohen? Auch Mister Sorn ist um die Zukunft der Tempel besorgt: Er meint, die für Angkor Wat zuständige Regierungsbehörde APSARA sollte in allen Tempeln Holztreppe bauen, um sie besser zu schützen. Aber es wird einfach nichts unternommen.

4. Angkor Wat: vermarkten oder schützen?

Der Phnom Bakheng Tempel erhebt sich auf einem Hügel über der Ebene, in der Angkor liegt. Die Aussicht bis hin zum Tonlé Sap See ist beeindruckend. Majestätisch ragt Angkor Wat aus dem Dschungel hervor. Von dieser Warte aus erspähten die in diesem Tempel lebenden Mönche wahrscheinlich als erste die herannahenden siamesischen Truppen, die im 13. Jahrhundert Angkor Wat angriffen und den Untergang des mächtigen Khmer-Reiches einleiteten.

Mehr als 800 Jahre später ist der Phnom Bakheng immer noch ein idealer Aussichtspunkt: heute allerdings auf einen Ansturm anderer Art: den der Touristenscharen auf Angkor.

„Angkor ist zu einem kulturellen Disneyland mutiert“, klagt der langjährige Angkor-Führer Khin Po Thai in der Tageszeitung *Cambodian Daily*. „Wir werden schon heute von den Besucherzahlen überwältigt, aber die Regierung versucht immer noch, mehr und mehr Besucher anzulocken. Niemand sieht, wo das Geld hinfließt. Offenkundig ist jedoch, dass es nicht für die Konservierung und Restaurierung der Tempel verwendet wird.“

Angkor Wat ist das nationale Symbol der einstigen Khmerkultur und des jetzigen kambodschanischen Volkes. Wenn es jedoch heute jeden Geldschein zielt, ist dies mehr als doppeldeutig. Seit in Kambodscha wieder Frieden herrscht und das Land sich Ende der 90er Jahre zu öffnen begann, verwandelten sich die Tempel von Angkor zu einer Goldgrube – zumindest für die Regierung und einige wenige machtvolle Strippenzieher.

Der Drang, das Erbe von Angkor ohne wenig Rücksicht auf erforderliche Konservierung zu vermarkten, wird nirgendwo deutlicher als auf dem Phnom Bakheng. Jeder Reiseführer – sei es „Les Monuments du Groupe d'Angkor“, das Maurice Glaize in den 40er Jahren geschrieben hat, bis hin zum „Lonely Planet“ 2006 – empfiehlt, den Sonnenuntergang von dort aus zu beobachten. Hier drängen sich jeden Abend Busse, Tuk-Tuks und Motodups. Sogar Elefanten, die die Unsportlichen unter den Touristen auf den Berg tragen, mischen sich ins Gedränge der vielen tausend Touristen.

„Das Problem ist, dass die Besucherzahlen viel schneller wachsen, als die Fähigkeit der Behörden, mit diesen steigenden Touristenzahlen fertig zu werden“, sagt Teruo Jinnai, Repräsentant der UNESCO in Kambodscha. Er fürchtet, dass die Touristenmassen die Tempel beschädigen und diese Ge-

fahr bei weiterem Emporschnellen des Touristenstroms noch zunimmt.

1992 wurde Angkor Wat in das Weltkulturerbe der UNESCO aufgenommen und damit ins Rampenlicht der Weltöffentlichkeit gerückt – allerdings nur in der Kategorie „bedrohtes Weltkulturerbe“, weil illegale Ausgrabungen, Plünderungen und Landminen Anlass zur Sorge gaben. Seit 2003 sind die Tempel nicht mehr in dieser Kategorie. Darüber freuen sich natürlich die UNESCO und die kambodschanischen Behörden.

Chau Sun Kérya ist Tourismusdirektorin bei APSARA, der für Angkor Wat verantwortlichen Regierungsbehörde. Seit ihrer Kindheit ist sie von Angkor Wat fasziniert. 1995 entschied sie, einen lukrativen Arbeitsplatz in Frankreich aufzugeben und sich ganz dem kambodschanischen Weltkulturerbe zu widmen. Es gebe noch sehr viel zu tun, meint die energische Direktorin. Besonders dringend seien Infrastrukturmaßnahmen zur Kanalisierung der Touristenströme. Besucherzeiten müssten reglementiert werden. Beispiel Phnom Bakheng: Es könne einfach nicht angehen, dass der Bergtempel tagsüber fast leer sei und dann mit Sonnenuntergang die rush hour anbreche, ärgert sich Chau Sun Kérya. „Wir mussten auch schon Notfallmaßnahmen ergreifen“. Die steilen, verschlissenen Treppen, die zum Phnom Bakheng führen, dürfen seit diesem Jahr nicht mehr benutzt werden, nur noch die Wege, die um den Berg herumführen. Auch beim Tempel Banteay Srei, der besonders bedroht ist, wurden Seile gespannt, damit die Touristen die Sandsteinreliefs nicht mehr anfassen können. Überdies sollten mehr und besser ausgebildete Wächter eingestellt und für die Besucher bessere Informationen bereitgestellt werden. Trotz der langen Liste der noch zu erledigenden Maßnahmen ist Chau Sun Kérya stolz auf die schon geleistete Arbeit. „Die Konservierung kommt gut voran. Schließlich ist Angkor Wat die größte archäologische Baustelle der Welt und zugleich die größte Werkstatt internationaler Kooperation.“

Die Schwierigkeiten dieser internationalen Zusammenarbeit schildert Emmeline Decker, eine deutsche Studentin aus Köln, die für einige Monate zum deutschen Angkor Konservierungs-Team gehört: „Jedes Land hat eine andere Auffassung vom Denkmalschutz: Das deutsche Team ist mit der Konservierung von Relief-Oberflächen beschäftigt, das französische Team verfährt nach der Methode, Tempel ab- und wieder aufzubauen, die Chinesen zögern nicht, Steinstücke, die ihnen nicht mehr schön genug aussehen, zu ersetzen, und die Japaner beschäftigen sich nur mit Problemen der Statik und Rekonstruktion“. Was die Amerikaner machen, das wisse ihr zufolge niemand so richtig. Schwierige Vorzeichen für eine effektive Konservierungsarbeit, aber dennoch gibt es Erfolgsgeschichten.

5. Eine Erfolgsstory: Kölner Konservatoren in Angkor Wat

Am Nordtor von Angkor Thom, der großen ummauerten Stadt, arbeitet der Kambodschaner Long Nary. Ein Steinblock war aus dem Torbogen herausgebrochen, der nun einzufallen drohte. Der 38-Jährige und sein Team vom deutschen Apsara-Konservierungsprojekt wurden sofort zu Hilfe gerufen, um das Tor zu stabilisieren, da sie zu den besten Restauratoren in Angkor Wat gehören. Nary liebt seinen Job. 1988 begann er mit einem indischen Restaurations-Team. Inzwischen arbeitet er seit zehn Jahren mit dem GACP, dem German Apsara Conservation Project, einer Initiative, die die Fachhochschule Köln Ende der neunziger Jahre für den Erhalt der Tempelanlage von Angkor Wat gestartet hat. Sein Auftrag ist die Konservierung der aufwändig gestalteten Reliefs und Oberflächen. Im Vordergrund stehen – wie der Name schon andeutet – die Apsaras oder Tempeltänzerinnen, die in vielen Reliefs dargestellt und vom Verfall bedroht sind. Neben der Konservierung der Tempelreliefs in Angkor Wat haben die Mitarbeiter der GACP auch eine umfassende Dokumentation der Reliefbilder angefertigt.

Nary ist stolz auf seine Arbeit, doch er ärgert sich über die Touristen, die überall auf die Tempel klettern und den Anweisungen der Wächter nicht folgen. Außerdem befremdet ihn, dass viele Touristen die Tempelanlagen nicht als heilige Orte respektieren, wohin viele Menschen auch zum Beten und Meditieren kommen. In europäischen Kirchen würden sich die Touristen niemals so verhalten, aber hier kommen sie in Shorts, kurzen Röcken und Tank Tops – einfach unpassend, findet Nary. Aber am meisten ärgern ihn die asiatischen Touristen, insbesondere Koreaner und Chinesen, die versuchen, in einem Tag alles zu sehen.

„Natürlich bringt Tourismus Geld, besonders für die Reiseagenturen, aber für die Tempel ist es nicht so gut. Auf Dauer verschleiben die Steine, oder sie zerbrechen sogar. Manche Touristen ritzen ihre Namen in die Steine, oder kritzeln Graffiti auf die Mauern. Es gibt nicht genügend Schilder, nicht genügend Wächter, um auf die vielen hundert Tempel aufzupassen.“

6. Batterieautos, Plastiksandalen und Angkor-Führer

Was also unternehmen, um Angkor und die anderen Tempel zu schützen? Es fehlen ganz simple Dinge, sagt Peter Liertz, ein munterer Schweizer, der seit über zehn Jahren Reisen in Kambodscha organisiert. Zum Beispiel sollte jeder Tempel eine Beschreibung erhalten, und zwar in mehreren Sprachen. Besonders ärgerlich ist aber aus seiner Sicht, dass überall Kommissionen oder Schmiergelder zu zahlen sind. 30%, das sei hier in Siem Reap die Re-

gel, in Souvenirshops, Restaurants, überall. Peter weigert sich strikt: „Ich kann doch nicht meine Kunden betrügen und sie in einen Laden bringen, wo die Souvenirs 200% übersteuert sind, und außerdem nicht einmal aus Kambodscha stammen“. Deswegen hat er auch keine asiatischen Touristen als Kunden. „Diese kalkulieren die Kommission von vorneherein in ihre Preise ein, da kann ich beim besten Willen nicht mithalten.“ Sein Mobiltelefon klingelt, letzte Details werden für die „Sunrise Meditation Tour“ geklärt. Das ist der letzte Renner: In einer Pagode auf dem Berg nehmen die Touristen an einer Morgenandacht mit buddhistischen Mönchen teil. Anschließend gibt es ein leckeres Frühstück inklusive Sonnenaufgang über dem Tonlé Sap See.

„Aber wo waren wir stehen geblieben? Ach ja, wie kann man die Tempel schützen?“ An skurrilen Ideen mangelt es nicht, berichtet der schweizerische Touristenführer: Plastikschuhe sollten die Touristen kaufen, um die Tempel weniger zu beschädigen. Doch diese Idee wurde vom Premierminister zurückgewiesen, als sich herausstellte, dass der lokale Gouverneur schon einen Vorrat an Plastiksandalen angelegt hatte, um sich durch deren Verkauf zu bereichern.

Eine weitere Idee: der Verkauf eines Angkor-Führers zum Preis von drei Dollar als Pflichtlektüre auf Englisch – und dies auch für Touristen, die des Englischen nicht mächtig sind.

Den größten Protest löste jedoch der Vorschlag aus, die lokalen Tuk-Tuks im Angkor-Park durch koreanische batteriebetriebene Fahrzeuge zu ersetzen. Nachdem der Verkehr in Angkor Wat in den letzten Jahren so dramatisch zugenommen hat, dass es jeden Tag bei Sonnenuntergang zu Staus wie in einer Grosstadt kommt, sollten batteriebetriebene Busse helfen, den Verkehr und die Umweltbelastung zu reduzieren. Dabei wurden allerdings zwei wesentliche Punkte übersehen: das Aufladen und die Entsorgung der Batterien gestalten sich schwierig in einem Land ohne angemessene Stromversorgung und funktionierende Müllentsorgung. Peter Liertz vermutet, die Batterien würden „krass gesagt hinter Angkor Wat in einem gebuddelten Loch landen“.

Außerdem wären batterieangetriebene Busse auch nicht sozialverträglich, da viele Einheimische vom Transport der Touristen leben – sei es per Auto, Tuk-Tuk oder Motorrad – und keine alternativen Einkommensquellen haben.

Im September 2006 kam es daher zu massiven Protesten der Tuk-Tuk-Fahrer. Mein 35-jähriger Fahrer, der in der Tuk-Tuk-Hierarchie vor meinem Hotel das Sagen hat, aber nicht namentlich genannt werden möchte, erzählt, dass sie letztes Jahr zweimal gestreikt haben. 500 Tuk-Tuks seien betroffen, sagt er mir. Und der Druck war so groß, dass die Pläne zur Einschränkung des Tuk-Tukverkehrs verworfen wurden.

7. Das Geheimnis von Sokimex

Schon in Hintergrundgesprächen im Tourismusministerium sagte man mir, Sokimex sei ein sehr heikles Thema, ich solle die Firma möglichst nicht in Interviews mit offiziellen Stellen erwähnen.

Wieso? Ein Blick auf das Angkor-Eintrittsticket verrät, wohin das Geld fließt. „Sokha Hotel Co., LTD.“ steht schwarz auf weiß in der Mitte der Tickets. Sokha Hotel gehört Sokimex, dem größten Mineralöl-Unternehmen Kambodschas, das 1980 gegründet wurde und der Regierung von Hun Sen nahe steht. Sokimex steht für „Sok Kong Import Export Co“. Sok Kong ist der Präsident und Geschäftsführer des Unternehmens. „Import Export“ deutet darauf hin, dass Sokimex weit mehr ist als ein Mineralöl-Unternehmen.

1999 hat die kambodschanische Regierung das komplette Management der Tempelanlage an Sokimex abgetreten. Das heißt: die Firma kontrolliert den Zugang und erhebt auch eigenmächtig die Eintrittspreise für Besucher; seitdem kassiert Sokimex von jedem Touristen je nach Aufenthaltsdauer 20 Dollar (für einen Tag), 40 Dollar (drei Tage) oder 60 Dollar (sieben Tage).

Die ursprüngliche Abmachung – so konnte ich den Zeitungsarchiven entnehmen – war, dass Sokimex jährlich 1.000.000 Dollar an die Regierung als Gegenleistung zahlt und alles, was darüber hinausgeht, Sokimex zusteht. Diese Vereinbarung führte zu heftigen Protesten, weil das Zustandekommen der Vereinbarung völlig untransparent war und viele die Privatisierung von Kambodschas kulturellem Erbe befürchteten. Schließlich sei Sokimex eine Geldmaschine, die nur darauf bedacht ist, Profit zu maximieren, monieren Kritiker. Das Motto der Firma „honesty, integrity, people before profit, change and continuity, faster innovation, localization and globalisation“, das auf der Internetseite von Sokimex prominent platziert ist, kann kaum jemanden des Gegenteils überzeugen.

Da die Zahl der Angkor-Besucher in den letzten Jahren extrem angestiegen ist, hat die APSARA-Behörde den Vertrag mit Sokimex sehr schnell neu verhandelt. Wie die Phnom Penh Post im August 2000 berichtete, beinhaltet der neue Deal einen veränderten Schlüssel für die Aufteilung der Einnahmen: Bei Ticketeinnahmen von bis zu drei Millionen Dollar gehen 50% an die Regierung, bei über drei Millionen sind es 70%.

Heute besteht kein Zweifel, dass die Einnahmen – welche Touristenzahlen man auch immer zugrunde legt – weit über der Drei-Millionen-Marke liegen. Doch die Frage bleibt: Welcher Anteil der Touristendollar fließt über die APSARA-Behörde zurück in die Restaurierung und Konservierung der Tempel?

Mein Versuch, bei der APSARA-Behörde eine Antwort zu finden, schlug fehl. Ich wurde im wahrsten Sinne des Wortes von einer Abteilung zur nächsten geschickt: „Ich kenne die Zahlen, aber sie müssen bei der Finanzabtei-

lung fragen; dort hat man genauere Zahlen“ sagte mir Uk Someth, einer der Vize-Direktoren der APSARA-Behörde, doch auch da erhielt ich nicht die gewünschten Informationen.

Auch bei der UNESCO erhalte ich keine klare Aussage. Der Ticketverkauf für Angkor Wat sei ein heikles Thema, so Teruo Jinnai, Repräsentant der UNESCO in Kambodscha. Viele Experten seien über die Ticketkonzession und die Aufteilung des Ticketerlöses besorgt. Trotzdem bleibt Jinnai sehr diplomatisch in seiner Aussage: „Die Regierung sagt, Sokimex sei zur Zeit die beste Lösung. Ich sage nicht, dass alle überzeugt sind. Aber die Regierung nimmt unsere Sorgen ernst, und der Anteil der Regierung am Erlös hat zugenommen.“ Heute fließen mehr als 75% der Angkor Wat-Einnahmen in die Staatskasse. Das heißt an das Wirtschaftsministerium, das seinerseits das Geld an diverse andere Ministerien und die APSARA-Behörde weiterleitet. Die Menschen auf der Straße allerdings glauben, dass nur zehn Prozent in die Staatskasse fließen.

In welche Kanäle das Geld tatsächlich geht, bleibt also ein Rätsel. Man kann nur hoffen, dass 2010, wenn der Vertrag mit Sokimex neu verhandelt wird, ein größerer Anteil für die Konservierung der Tempelanlagen bestimmt wird. Kann die internationale Gebergemeinschaft mehr Druck auf die kambodschanische Regierung ausüben? Tourismusexpertin Sharee Bauld hält dies für schwer realisierbar: „Seitdem der Ticketverkauf von Angkor Wat privatisiert wurde, ist es immer schwieriger geworden, Druck auszuüben. Schließlich entscheidet jedes Land über sein eigenes Schicksal, wir können nur beraten und empfehlen. Es ist ihr Erbe, ihre Geschichte.“

8. Landraub und Korruption

„Es ist erschreckend zu sehen, wie die Umwelt hier zerstört wird“, seufzt Son Chhay, Oppositionspolitiker im Parlament. „Nichts wurde hier richtig geplant, alles verlief chaotisch. Die hässlichen Hotels und Gebäude, die überall gebaut wurden, stehen im direkten Kontrast zur Schönheit der alten Tempel, auf die ich seit meiner Jugend so stolz war“. Son Chhay ist in Siem Reap groß geworden. Jede freie Minute schwang er sich als Kind auf sein Fahrrad und fuhr zu den Tempeln. Es gab immer wieder Neues zu entdecken. Heute, erzählt er enttäuscht, sei alles kommerzialisiert, allen gehe es nur noch ums Geld. Und doch komme das Geld nicht den Kambodschanern zugute. Es fließe ins Ausland, denn die Hotels und die Fluggesellschaften gehören Ausländern. Aber am meisten ärgert Son Chhay, dass die Eintrittsgelder für die Tempel nicht dem kambodschanischen Volk, sondern korrumperten Beamten und ranghohen Politikern zugute kommen.

Auf der Hauptstraße N6 vom Flughafen Siem Reap in die Innenstadt sprießen Megahotels wie Pilze aus dem Boden. Angkor Century Hotel, Angkor Paradise Hotel, Angkoriana Hotel, Angkor Star Hotel, Goldiana Angkor Hotel, Sokha Angkor Resort, die Liste wird immer länger. Über 300 Hotels und Gästehäuser hat Siem Reap heute und 8.000 Zimmer – und die vielen Baustellen deuten darauf hin, dass der Bauboom anhält. Tausende von Kambodschanern radeln jeden Morgen in die Stadt, um auf einer der vielen Baustellen ein, zwei Dollar am Tag zu verdienen.

Doch vom Tourismusboom profitieren nur wenige, schildert Sophea (Name geändert), der viele Jahre im Ausland gelebt hat und seit vier Jahren ein kleines Gästehaus betreibt. Die Hauptstraße N6 sei ein gutes Beispiel: Dort gehören fast alle Hotels kambodschanischen Politikern. Vor wenigen Jahren war sie noch eine nicht asphaltierte Straße, von Reisfeldern umgeben. Den Bauern sei das Land zu Spottpreisen, vielleicht ein paar Tausend Dollar pro Grundstück, abgekauft worden. Heute seien die Grundstücke mehr als eine halbe Million Dollar wert. Anders als die Bauern wussten Beamte und Politiker, dass die Hauptstraße gebaut wird. Viele Menschen seien sogar eingeschüchtert und gezwungen worden, ihre Grundstücke zu räumen.

Das Verfahren sei einfach, schildert Oppositionspolitiker Son Chhay: Die Regierung benutze den Begriff „Entwicklungsmaßnahme“, um die Menschen ihres Landes zu berauben. Aber ist der Bau von Hotels wirklich Entwicklung?

Son Chhay kann selbst ein Lied davon singen. Seit einiger Zeit führt er einen Kleinkrieg mit der APSARA-Behörde über ein drei Hektar großes Stück Land, das er 1992 mit seiner Frau gekauft hatte, um Gemüseanbau zu betreiben. Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen hängt sein Überleben nicht von diesem Feld ab. Son Chhay sagt, er hätte kein Problem, sich von seinem Grundstück zu trennen, wenn dort eine Schule oder ein Krankenhaus gebaut würde. Ihm gehe es nicht ums Geld, sondern ums Prinzip. Er könne einfach nicht akzeptieren, dass die APSARA-Behörde sein Land kaufe und später weiterverkaufe, um dort ein Hotel zu bauen, und er nicht den Marktpreis für dieses Grundstück erhalte.

Der Streit ging vor Gericht. „Aber wir haben in diesem Land keinen Rechtsstaat. Die Regierung kontrolliert die Richter. Außerdem gehören alle Richter und Staatsanwälte der regierenden Partei an.“ Im Dezember 2006 entschied das Gericht, Son Chhay müsse sein Land für 50 Cents pro Quadratmeter an APSARA verkaufen. „Gleichzeitig hat mir der Anwalt der Regierung gesagt, ich solle doch noch mal mit den Behörden sprechen, sie könnten mir möglicherweise doch mehr geben, denn mein Land sei schon heimlich von den Behörden für 50 Dollar pro Quadratmeter an eine andere

Firma weiterverkauft worden.“ In einigen Monaten soll das Land dann wieder weiterverkauft werden, diesmal für 200 Dollar pro Quadratmeter.

Auch die Firma, die schon für 50 Dollar Son Chhays Land gekauft hat, forderte ihn auf, mit den Behörden zu sprechen, denn sie wollen keinen Ärger mit ihm. „Wenn ein Parlamentarier schon so behandelt wird, stellen Sie sich vor, wie es armen Menschen ergeht, die nicht lesen und schreiben können. Arme Menschen sind besonders auf ihr Land angewiesen, um zu überleben, nicht umsonst nennt man sie Subsistenzbauern.“ Hinzu komme, dass diese Menschen meistens nicht die 300 Dollar besitzen, die man für eine Beschwerde brauche. Für viele Kambodschaner seien 300 Dollar das Jahresdurchschnittseinkommen.

Die lokalen Behörden haben nur Geld im Kopf, sagt auch Sophea. Die alte Polizeiwache und zahlreiche andere Grundstücke im Zentrum wurden verkauft, viele Schulen mussten in Außenbezirke umziehen. Aber wer das Geld bekomme, wisse niemand.

Uk Somet, der für Stadtentwicklung verantwortliche Leiter der APSARA-Behörde, ist sich der vielen Probleme bewusst: Die Stadt wachse zu schnell und vieles laufe schief. Die Ursache sieht er aber nicht in der Korruption, sondern in Kambodschas tragischer Geschichte. Nach 30 Jahren Bürgerkrieg erwache das Land aus dem Nichts, und es gebe keine Handhabe, die Entwicklungen zu steuern. „Wir hatten nicht den Marshallplan wie Ihr in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Hier wurden alle Intellektuellen umgebracht. Es wird noch lange dauern, bis wir alles, was unter den Khmer Rouges vernichtet wurde, wieder aufgebaut haben.“

9. Zimmer frei?

Weitere Tabuthemen in Siem Reap sind Geldwäsche und doppelte Buchführung. Viele meiner Gesprächspartner haben diese Phänomene erwähnt, doch keiner möchte mit solchen Vorwürfen an die Öffentlichkeit treten. Betroffen sind vor allem die großen Hotels entlang der N6, die kambodschanischen Politikern gehören. Auch in der Hochsaison sollen sie halb leer sein. Es werden falsche Gästelisten geführt, und so wird Geld aus illegaler Fischerei, Abholzung oder Drogenhandel gewaschen, erzählt man mir. Diesen Behauptungen nachzugehen, ist kein leichtes Unterfangen und hätte eine umfangreichere und längere Recherche verlangt. Ich habe die verdächtigen Hotels unter die Lupe genommen und sie in der Tat leer und verschlafen vorgefunden. Auf dem großen Parkplatz vor einem der Hotels stand ein einziger Bus, am Swimming Pool befand sich keine Menschenseele, kaum jemand in der dunklen Lobby außer zwei gelangweilten Portiers an der Rezep-

tion. Auch auf dem Weg zum Zimmer 503, das ich mir zeigen lasse, begegne ich keinem einzigen Gast. Ein Blick in diverse Internetforen bestätigt meinen Verdacht – ein australisches Paar schildert die gähnende Leere des besagten Hotels: „Die Lobby war entweder verraucht oder tot. Wir aßen im 200-Personen Restaurant, waren aber immer die einzigen Gäste und viele der Gerichte auf dem Menü waren nicht verfügbar.“ An der Rezeption aber sagt man mir, das Hotel sei fast voll belegt, die Gäste seien alle bei den Tempeln. Das nächste Hotel auf meiner Liste besuche ich am späten Nachmittag, wieder dieselbe gähnende Leere.

10. Wo geht bloß all der Müll hin?

Oppositionspolitiker Son Chhay erzählt mir, dass es in Kambodscha einen Witz gibt: „Was haben die Kambodschaner von den Touristen? Ihre Scheiße.“ Sie kommen mit ausländischen Fluggesellschaften, übernachten in ausländischen Hotels, essen importiertes Essen und bewegen sich in ausländischen Bussen. Das Einzige, das sie den Kambodschanern zurückließen, sei ihr Müll.

Ich habe mit vielen Hotelmanagern in Siem Reap gesprochen und mich gewundert: Wo geht der ganze Müll hin? „Naja, er wird jeden Tag abgeholt“, sagte man mir. „Aber wohin wird er gebracht?“ „Keine Ahnung.“ Die Manager, ob vom Ein-Stern- oder Fünf-Sterne-Hotel, gaben reihenweise die gleiche Antwort: „Wir zahlen an die 100 Dollar im Monat an MICC, die lokale Müllabfuhr, aber wir haben nicht den blassesten Schimmer, was dann damit geschieht.“ Ich versuche, ein Interview mit MICC zu führen. „Schicken Sie uns ein Fax mit dem offiziellen Logo ihres Arbeitgebers“. Dass dies nicht so einfach zu realisieren sei, lässt die Dame am anderen Ende der Leitung ziemlich kalt. „Kann ich denn wenigstens die Müllhalde besuchen?“ frage ich. „Nein, das kommt nicht in Frage. Die Müllhalde ist Privatgelände und abgeriegelt, da kommen Sie gar nicht hinein. Sie brauchen es erst gar nicht zu versuchen.“

Als ich eines Morgens einen grünen Müllwagen erblicke, springe ich aus meinem Tuk-Tuk, halte den Müllwagen an und frage die überraschten Müllmänner, wohin sie den Müll fahren. Sie schauen mich mit großen Augen an, keiner versteht mich. Doch nach und nach bildet sich eine kleine Menschentraube um den Müllwagen herum, und ich erfahre, dass alles hinter dem Stadion landet.

Einige Tage später beschließe ich, mir diese Müllhalde selbst anzuschauen. Rachel Wildblood, eine britische Umweltberaterin vom Volunteer Service Overseas (VSO), schließt sich kurzer Hand an; denn auch sie möch-

te seit einiger Zeit herausfinden, wohin der Müll gebracht wird. Und so schwingen wir uns beide auf ihr Motorrad auf der Suche nach der Müllhalde. Kein leichtes Unterfangen. Zunächst kann uns niemand sagen, wo das neue Stadion ist. Immer wieder hören wir nur äußerst vage Hinweise: Richtung Osten. Unsere Orientierungsschwierigkeiten liegen nicht an mangelnden Sprachkenntnissen, denn Rachel spricht ganz passabel Khmer, zumindest soweit ich das beurteilen kann. Nach einigen Kilometern entdecken wir endlich das Stadion, aber es ist noch immer keine Müllhalde in Sicht. „Folgt den Lastwagen auf der ungeteerten Landstraße“; das tun wir dann auch. Innerhalb kürzester Zeit sind wir von oben bis unten mit Staub bedeckt und sehen aus, als seien wir seit Wochen unterwegs; doch immer noch keine Müllhalde. Gerade als wir aufgeben wollen, taucht ein grüner MICC-Müllwagen am Horizont auf. Alle paar Meter stoppt er, um Müllsäcke abzusetzen. Viele Menschen in Kambodscha leben vom Recycling. Dem Gestank nach wissen wir jetzt, dass wir nahe sind. Und da ist sie: Siem Reaps Müllhalde.

Sie ist weniger schlimm, als ich erwartet hatte, und doch ist es schockierend zu sehen, dass nur Meter entfernt Menschen leben und die Kinder im Müll spielen. Eine junge Frau mit einem kranken zweijährigen Kind auf dem Arm erzählt uns, wie schrecklich das Leben hier sei. „Ich kann hier kein sauberes Essen für meine Familie kochen“, sagt sie. Ihr Haus ist übersät von Insekten und Fliegen. Und doch, fügt sie hinzu, könne sie sich nicht beschweren, das Land, auf dem sie und ihre Familie leben, gehört der Müllfirma MICC. Die Regierung soll es MICC verkauft haben.

Kein Wunder, dass MICC nicht wollte, dass ich mir die Müllhalde anschau. Ich frage mich, was mit den Abfallgebühren geschieht. Im Durchschnitt zahlt ein Hotel hundert Dollar im Monat, ein Gasthaus vierzig Dollar und ein normaler Haushalt zehn Dollar. Wenn ich diese Beträge mit 84 Hotels und 217 Gasthäusern multipliziere (und dabei noch nicht einmal die Haushalte mitrechne), komme ich auf mehr als 15.000 Dollar im Monat. Für kambodschanische Verhältnisse ist das eine gewaltige Summe.

Eine Müllverbrennungsanlage gibt es nicht. Eine Kläranlage auch nicht.

11. Wasserverschwendung ist im Zimmerpreis inbegriffen

Auf der Suche nach einem Wasserexperten in Siem Reap stoße ich immer wieder auf denselben Namen: Pierre Gubri. Seit 1992 lebt der 73-jährige französische Ingenieur in Siem Reap und ist seitdem kein einziges Mal nach Frankreich zurückgekehrt. Als er in Siem Reap angekommen sei, erzählt er, habe es nur fünf Autos – das seine inbegriffen – gegeben, vielleicht gerade mal 30 Motorräder, natürlich keine Tuk-Tuks. Es habe kein fließendes Was-

ser gegeben, keinen Strom, kein Telefon oder Mobiltelefon, kein Fernsehen, kein Radio, nichts. Rein gar nichts. Siem Reap sei wirklich eine kleine Provinzstadt gewesen. Er korrigiert sich: ein großes Dorf mit Fahrrädern und Büffelkutschen. Das Haus, in dem ich ihn am Abend besuche, hat er in Reisfeldern gebaut, heute ist es mitten in der Stadt. Doch dann kamen die Hotels, eins nach dem anderen. „Ich habe sie alle im Bau gesehen. Und das erste, was man zum Bauen braucht, ist immer Wasser.“ Fast alle Brunnen in Siem Reap hat Pierre Gubri selbst gebaut.

Der Aufbau verlief chaotisch. Was kann man auch nach drei Jahrzehnten Bürgerkrieg erwarten? Die Stadt hat sich in völliger Anarchie entwickelt, erinnert sich Gubri. Es gab keine Straßen, kein Wasserversorgungsnetz und kein Abwassersystem. Überhaupt keine Infrastruktur. Die Privatwirtschaft hat die Entwicklung der Stadt vorangetrieben. Die Behörden, die es zum Teil gar nicht gab oder die gerade wieder geschaffen wurden, waren völlig überfordert. Wenn man Geld hatte, konnte man machen, was man wollte.

Das Thema Wasser wurde einfach ignoriert. Mittlerweile leben an die 120.000 Menschen in Siem Reap, und die Stadt wächst jährlich um etwa 5%. Es wäre sehr wichtig, endlich eine Wasserkapazitätsstudie durchzuführen, sagt Gubri. „Wir wissen ungefähr, wie viel Wasser die Stadt braucht und konsumiert, aber nicht, wie es um die Grundwasserreserven steht, wie schnell sie sich – besonders in der Regenzeit – regenerieren“. Das Grundwasser sinkt jedes Jahr um fünf bis zehn Zentimeter, das ist enorm, sorgt sich Gubri. Durch das starke Abholzen saugen die Böden viel weniger Wasser auf; der weltweite Klimawandel ist auch hier zu spüren, denn die Regenzeiten sind kürzer geworden. Für die Zukunft der Menschen in Siem Reap und auch für den Tourismus ist das sinkende Grundwasser ein enormes Problem. Gubri, der nicht nur alle Brunnen für die großen Hotels gebaut hat, sondern auch alle Manager kennt, rechnet mir schnell vor: Jeder Gast verbraucht durchschnittlich 400 Liter am Tag, das heißt für ein Doppelzimmer beläuft sich der Verbrauch auf fast einen Kubikmeter. Hinzu komme das Wasser für Küche, Wäscherei, Reinigung, Garten, Schwimmbäder – noch mal 40%, also zusätzliche 160 Liter. Bei 1,5 Millionen oder 2 Millionen Besuchern also ebensoviel Kubikmeter Wasser am Tag! „Wie können Hotels ihren Wasserverbrauch kontrollieren oder versuchen ihn zu reduzieren?“ fragt Gubri; ein Fünf-Sterne-Hotel wie das Amansara, wo eine Nacht im Durchschnitt 800\$ kostet, wagt es nicht, seine Gäste darauf hinzuweisen, dass sie Wasser sparen sollen. Die Zimmer in den teuren Hotels haben oft ein eigenes Jacuzzi oder Schwimmbecken. Die Wasserverschwendung ist sozusagen im Hotelpreis inbegriffen.

Wasserversorgung und Abwasser hängen eng zusammen. Siem Reap hat sich ohne jegliches Abwassersystem entwickelt. Das Abwasser wird in

Sickergruben geleitet und wandert von dort weiter ins Grundwasser. Am schlimmsten betroffen ist die arme Bevölkerung, denn ihre Brunnen sind drei, vier oder vielleicht sechs Meter tief; und in dieser Tiefe ist das Wasser verseucht. Erst ab dreizehn Metern Tiefe ist das Wasser sauber, aber die armen Bevölkerungsschichten haben nicht die finanziellen Mittel, so tief zu graben; die Hotels dagegen sehr wohl. Ihre Brunnen sind 30 Meter, manchmal sogar 80 Meter tief.

Trotz fortgeschrittenen Alters und gesundheitlicher Probleme baut Pierre Gubri heute immer noch die Brunnen der meisten Hotels. Doch heute verlangt er einen Aufpreis. Mit jedem kommerziellen Brunnen finanziert er fünf Brunnen in den ärmsten Dörfern der Region Siem Reap. Es ist wirklich höchste Zeit, mehr ans Wasser zu denken, mahnt Gubri. Nur zwei Hotels recyceln ihr Schmutzwasser, etwa für den Garten. Gubri sagt, die Behörden müssten da viel stärker eingreifen und die Hotelarchitekten in die Pflicht nehmen. Jedes Hotel mit über 60 Zimmern sollte verpflichtet werden, sein Brauchwasser wieder aufzubereiten.

Es werden ständig mehr Hotels gebaut, und jetzt sogar der erste Golfplatz, der vierzig Hektar groß werden soll. Das Dilemma ist offenkundig: Einerseits möchte man die Touristen länger im Land behalten und entwickelt daher Alternativen zu den Tempeln; andererseits sollte dies nicht auf Kosten der Umwelt geschehen.

Bei APSARA, der Behörde, die in Siem Reap von der Stadtentwicklung über Tourismus bis hin zur Angkor-Konservierung für alles zuständig ist, ist man sich des Wasserproblems bewusst. Uk Somet, der stellvertretende Generaldirektor für Urbanismus und Stadtentwicklung, fügt sogar eine weitere Sorge hinzu: Das sinkende Grundwasser gefährde auch die Tempelanlagen von Angkor Wat. Der Boden setzt sich, die schweren Tempel sinken ab, und das gefährde die Statik der Gebäude, immer wieder komme es zu Struktur-schäden. Meine Frage also: „Was wird APSARA in Zukunft beim Thema Wasser unternehmen?“ Die Antwort: „Da müssen Sie die Experten fragen. Ich kann die Frage nicht beantworten. Wir werden die Universität von Chicago bitten, eine Studie durchzuführen.“

Die Untätigkeit der Regierung und der kambodschanischen Behörden und auch die Tatsache, dass immer nur Hilfe vom Ausland erwartet wird, sind schockierend.

12. Obst und Gemüse, warum nur importiert?

Psar Chaa, der alte Markt im Zentrum von Siem Reap, ist ein Magnet für Touristen, die günstig Seide, Kramas (die traditionellen dünnen Baumwoll-

schals der Khmer) oder andere Souvenirs kaufen wollen. Die wenigsten wissen, dass sie mit großer Wahrscheinlichkeit keine kambodschanischen, sondern thailändische, vietnamesische oder gar chinesische Souvenirs mit nach Hause nehmen werden. In den engen, dunklen Gängen wird gefeilscht und gehandelt, doch nach der Herkunft der Produkte wird eigentlich nie gefragt.

In der Mitte des Markts herrscht reges Treiben. Dutzende Verkäuferinnen sitzen auf dem Boden und bieten auf ausgebreiteten Plastikplanen Obst und Gemüse an.

Da mein Khmer rudimentär ist und die Marktfrauen kein Englisch sprechen, zeige ich auf einige Gemüsesorten; Salat zum Beispiel: „Kambodscha?“ Die Verkäuferin schüttelt den Kopf: „Vietnam!“ Und die Tomaten „Kambodscha?“ – erneutes Kopfschütteln „Thailand!“. Wie bei Souvenirs kommt auch fast alles Obst und Gemüse aus den Nachbarländern.

In den meisten Hotels Siem Reaps bestätigt sich diese Feststellung. Das Obst kommt aus Thailand, das Gemüse aus Vietnam, die frischen Blumen werden in Kühlcontainern aus Singapur eingeflogen, und Fleisch kommt aus Neuseeland oder Australien – zumindest im Amansara, einem der teuersten und exklusivsten Hotels der Stadt. Fast alles wird importiert, und dies obwohl Kambodscha ein Agrarland ist und 80% der Bevölkerung von Landwirtschaft leben. Warum nur?

Kambodschanische Bauern profitieren nicht vom boomenden Tourismus, schildert Yang Saing Koma, der vor zehn Jahren das kambodschanische Landwirtschaftszentrum (CEDAC) gegründet hat. Zwei Millionen Familien leben von der Landwirtschaft, insbesondere vom Reisanbau. Allerdings sind die meisten von ihnen Subsistenzbauern, das heißt, sie produzieren nur für den Eigenbedarf. Für den Markt produzieren die wenigsten, denn sie sind nicht konkurrenzfähig. Die Qualität stimmt nicht, die Quantität auch nicht. Ein Beispiel: In Europa werden Tomaten nach Qualität und Größe – S, M, L – sortiert und sicher verpackt, damit sie einwandfrei beim Konsumenten ankommen, erläutert Koma. Hier in Kambodscha, schmunzelt der Experte, wird alles in einen großen Karton oder gar einen Sack gepackt; das kann natürlich nicht gut gehen. Die Tomaten kommen schon beschädigt auf dem Markt an und sind dann viel schneller verdorben. Es mangelt an Qualitätsbewusstsein, Liefersicherheit, besonders in der Trockenzeit, und auch an Organisation. Ein Bauer, der fünfzig Kilo Reis oder vielleicht zwanzig Hühner im Jahr verkauft, kann natürlich kein Hotel beliefern. Hotels verlangen qualitativ hochwertige Produkte, die regelmäßig in einer bestimmten Quantität geliefert werden. Sie wollen nicht mit Hunderten von Lieferanten verhandeln. Die Bauern müssen sich also organisieren und Interessensverbände gründen. Nur so können sie neue Märkte erschließen, bessere Preise verhandeln, möglicherweise auch günstigere Kredite aufnehmen. Das klingt

logisch, ist aber in einem Land wie Kambodscha gar nicht so einfach, so Koma. Viele Bauern haben in der Vergangenheit sehr schlechte Erfahrungen mit Kooperativen gemacht. In den Jahren der Roten Khmer – Herrschaft von 1975 bis 1979 wurde das Privateigentum abgeschafft, und die Kambodschaner wurden gezwungen, kollektiv zu arbeiten. Heute ist das Misstrauen gegenüber Verbänden und jeglicher Form der Zusammenarbeit groß. Aber das soll sich jetzt ändern, denn nur so wird man die Nachbarländer in Zukunft einholen können.

Und deshalb hat CEDAC vor einem Jahr ein Pilotprojekt in Siem Reap gestartet. Im Vordergrund stehen die Förderung der landwirtschaftlichen Produktion und die Organisation von Interessenverbänden. In 20 Dörfern wurden so genannte „Key-Farmers“ identifiziert und nach und nach ausgebildet. Diese wiederum sollen das Erlernte weitergeben, erklärt Pel Chivita, der vor Ort das CEDAC-Projekt leitet. CEDAC hat bewusst mit kleinen Gruppen angefangen, die wirklich motiviert sind und zusammenarbeiten wollen. „Diese Gruppe wird dann den anderen Dorfbewohnern zeigen, wo die Vorteile liegen, und hoffentlich wird so unsere Initiative wachsen“. Die Theorie klingt überzeugend, doch wie sieht es in der Praxis aus?

Besuch auf dem Land. 30 Kilometer außerhalb Siem Reaps keine Spur des Tourismusbooms. Hier im Chi Kreng Distrikt leben die Menschen in großer Armut. Die Häuser sind aus Stroh und Bananenblättern gebaut, Strom gibt es nicht, fließendes Wasser schon gar nicht. Siem Reap ist immer noch die drittärmste Region Kambodschas.

Auf wenigen Quadratmetern lebt die 44-jährige Sem Thai mit ihrem Mann und fünf Kindern. In der Trockenzeit schickt sie ihre ältesten Kinder nach Siem Reap, damit sie auf einer der zahlreichen Hotelbaustellen arbeiten, oder nach Phnom Penh, wo sie in einer der Textilfabriken Geld für die Familie verdienen sollen. Sem Thai weiß noch nicht so genau, was sie sich von dem CEDAC-Projekt erhofft, aber sie hat schon an zwei Fortbildungen teilgenommen: Gemüseanbau und Öko-Hühnerzucht. Im letzten Jahr starben alle ihre Hühner, doch jetzt habe sie gelernt, dass die Tiere Nahrung und sauberes Wasser brauchen und dass ein Hühnerstall viel ausmachen kann. Außerdem, so erzählt sie stolz, habe sie gelernt, Kompost herzustellen. Der Interessensverband in ihrem Dorf sei eine gute Sache, sagt sie, sie möchte von den anderen lernen und Erfahrungen austauschen. Doch ihre Produkte zukünftig auf dem Markt von Siem Reap oder gar direkt an ein Hotel zu verkaufen, das kann sie sich dann doch nicht vorstellen. Ihr Nachbar Hem Moul ist unternehmerischer. Der 34-Jährige kann sich durchaus vorstellen, sein Gemüse in Siem Reap zu verkaufen. Schließlich hat kambodschanisches Gemüse einen großen Vorteil gegenüber den Importen aus Thailand und Vietnam: „Wir nutzten keine chemischen Pestizide und Kunstdünger, sondern nur natürlichen Dünger.“

Nischen seien wichtig, erklärt Martin Orth von der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ). In Kambodscha werden viel weniger Dünger und Schädlingsbekämpfungsmittel eingesetzt, und die Nachfrage für Bioprodukte steige. Diese strategischen Vorteile sollten besser genutzt werden.

Handlungsbedarf besteht auf allen Ebenen. Die größte Herausforderung seien jedoch nicht die Anbautechniken, sondern die Einstellung der Bauern, berichtet Yang Saing Koma, der das kambodschanische Landwirtschaftszentrum leitet. Häufig mangle es an Motivation und Disziplin, kambodschanische Bauern seien nicht unternehmerisch genug, und viele seien auch einfach faul, sagt Koma.

Ein weiterer Akteur ist der Staat. In Thailand und Vietnam wird die Landwirtschaft vom Staat stark subventioniert. In Kambodscha herrscht eher Laissez Faire. Es gibt kaum Unterstützung durch den Staat, „wir bräuchten Subventionen vom Staat, um bessere Bedingungen für die Bauern zu schaffen, etwa durch Förderung von Bewässerungsprojekten.“

Peter Bolster, der den Bereich Privatwirtschaftsförderung für die GTZ in Kambodscha betreut, erklärt, dass Gemüse- und Obstbau an die Regenzeit gebunden sind. Das heißt, in der Trockenzeit entsteht eine Lücke von einigen Monaten; um dies zu verhindern, müsste es Gewächshäuser geben und viel mehr in Bewässerungsanlagen investiert werden. Außerdem werden viele Produkte über die Grenzen geschmuggelt: der Staat müsste die kambodschanischen Waren besser schützen, damit sie konkurrenzfähig werden können.

Yang Saing Koma möchte, dass jeder Tourist, der Angkor Wat besucht, einen extra Dollar zahlt, um die kambodschanische Landwirtschaft zu fördern; einen Dollar, der zum Beispiel in Bewässerungsprojekte gesteckt würde. Peter Liertz aber findet, solche Maßnahmen hätten wenig Sinn, denn dann müsse man auch einen extra Dollar für die Schulausbildung zahlen oder einen Dollar für das Gesundheitssystem.

13. „Stay Another Day“

Touristen bleiben im Schnitt knapp drei Tage in Kambodscha; weit kürzer als im benachbarten Thailand, in Vietnam oder sogar in Laos. Sie kommen, um Angkor Wat zu sehen. Die wenigsten kommen wieder; außerdem fließen 60% der Einnahmen wieder ins Ausland. Der Tourismus in Siem Reap ist nicht nachhaltig. Wie kann man das ändern? Wie kann man nachhaltigen Tourismus fördern? Seit fünf Jahren beschäftigt sich die Tourismusberaterin Sharee Bauld mit dieser Frage. Nach ein oder zwei Tagen in der staubigen Hitze der Tempel klagen viele Touristen über das so genannte

„Tempelsyndrom“. Was kann man außer Tempelbesuchen in Siem Reap und Umgebung sonst noch unternehmen? Selbst Hotels und Gästehäuser hatten bis vor kurzem keine wirkliche Antwort auf diese Frage.

Kurz entschlossen hat Sharee im letzten Sommer mit finanzieller Unterstützung der Weltbank im Rahmen der Mekong Private Sector Development Facility (MPDF) eine kleine Broschüre veröffentlicht „What to do beyond the temples?“. In dieser Publikation werden elf Initiativen vorgestellt, bei denen die lokale Bevölkerung mitwirkt oder Umweltschutz groß geschrieben wird. Die Broschüre sei ein großer Erfolg gewesen, erzählt Sharee, „viel größer, als wir je erwartet hätten“. Handicap International, eine belgische NGO, die Landminenopfer unterstützt, ist eine der elf Initiativen, die in dieser Broschüre vorgestellt werden. Nach ihrem Erscheinen registrierte Handicap International großes Interesse seitens der Touristen. Früher sammelte die NGO durchschnittlich 30 bis 40 Dollar Spenden pro Monat. Kurz nach der Veröffentlichung stiegen die Zahlen dramatisch: 700 Dollar im Juli und 800 Dollar im August 2006.

Alle Beteiligten waren von diesem Erfolg so beeindruckt, dass sie sehr schnell eine neue Broschüre auf den Weg gebracht haben; diesmal für ganz Kambodscha: „Stay Another Day“. Wieso einen Tag länger bleiben? Für viele Touristen ist Angkor Wat ein Höhepunkt ihres Südostasien-Urlaubs. Die wenigsten jedoch sind weiter vorgedrungen in dieses vielfältige und faszinierende Land. Kambodscha ist reich an Natur, Kultur, Traditionen und Geschichte. Allerdings ist das Land noch stark mitgenommen, nach über 30 Jahren immer wiederkehrender Gewalt und Zerstörung und nach dem Terrorregime der Roten Khmer.

„Wir müssen das Land interessanter und zugänglicher machen“, schildert Peter Bolster von der GTZ, die Mitherausgeber der Broschüre ist.

Obwohl der Tourismus in den letzten Jahren dramatisch zugenommen hat, bleibt Kambodscha ein sehr armes Land. Die steigenden Besucherzahlen können negative Konsequenzen für Umwelt, Sozialstrukturen und Kultur haben, und meistens sind die ärmsten Bevölkerungsschichten als erste davon betroffen. Nachhaltiger Tourismus versucht, dem entgegenzuwirken. Das ist eine Form des Tourismus, die rentabel ist, aber zugleich einer breiten Schicht der Bevölkerung zugute kommt und sich auch um die Erhaltung der natürlichen, historischen und kulturellen Ressourcen bemüht, auf denen der Tourismus basiert. Die Broschüre „Stay Another Day“ stellt eine breite Palette von Initiativen vor und liefert Ideen für eine Ausweitung der Reiseziele, aber gleichzeitig auch für die Verbesserung der Lebensbedingungen der örtlichen Bevölkerung.

In dieser zweiten Broschüre werden 40 Initiativen oder NGOs vorgestellt, die zur Entwicklung des Landes beitragen, und die den Touristen etwas bie-

ten können. Das Cyclo-Zentrum ist eine dieser Initiativen – unterstützt werden hier die armen Cyclo-Fahrer Phnom Penhs.

14. Könige der Straße

„Kings of the Road“, Könige der Straße, so nennt Robert Joiner die Cyclo-Fahrer von Phnom Penh. Es sind Ikonen, erzählt der neuseeländische Entwicklungsberater. Sie prägen schon seit 1936 das Stadtbild. Die meisten Fahrradtaxis oder „Cyclos“, wie man sie hier nennt, sind noch Originale, auch wenn sie schon oft repariert und überholt wurden. Für ihre Fahrer jedoch wurde das Leben über die Jahre immer schwerer. Der Wettbewerb wuchs, die Preise sanken, besonders seitdem Tuk-Tuks mit den Cyclos konkurrieren. Der stetig steigende Verkehr ist ein weiteres Problem. Robert, der ein Buch über Phnom Penhs Cyclo-Fahrer geschrieben hat, schildert, wie schlecht sie von der Gesellschaft behandelt werden. Für viele sind die Cyclo-Fahrer die unterste Schicht der Bevölkerung, die wenigsten bringen ihnen Respekt entgegen. In Phnom Penh leben und arbeiten zwei- bis dreitausend Cyclo-Fahrer, zumindest in der Trockenzeit. Die meisten von ihnen sind Bauern aus der Provinz. In der Regenzeit kehren sie zurück aufs Land, um Reis anzubauen. Von November bis Mai radeln sie durch Phnom Penh, um ein wenig Geld nach Hause zu schicken. Und es ist wahrlich hart verdientes Geld. Im Durchschnitt verdienen sie fünf- bis sechstausend Riels am Tag; das sind umgerechnet etwa 1,50 Dollar. Sie schlafen auf der Straße – jede Nacht mit der Sorge, ausgeraubt zu werden, erzählt mir der 38-jährige Hoi Hum. Er selbst sei noch nie ausgeraubt worden, aber viele seiner Freunde. Auch die Polizei schütze sie nicht; im Gegenteil. „Die Polizei verjagt uns immer wieder von den Markteingängen und schlägt auf unsere Cyclos.“ In der Regenzeit ist der Familienvater Subsistenzlandwirt, aber er genießt die Freiheit als Cyclo-Fahrer. „Wenn ich auf dem Bau arbeiten würde, müsste ich den ganzen Tag arbeiten und könnte keine Pausen machen, wann ich möchte. Mit dem Cyclo hängt es ganz von mir ab, wann und wie viel ich arbeite.“ In Zukunft möchte er Taxifahrer werden, oder vielleicht Lastwagenfahrer. Für seine Familie hätte er gerne einen kleinen Laden und einige Schweine, Kühe und Hühner mehr als bisher. Das wird aber noch eine Weile dauern, 15.000 Riels – das sind knapp vier Dollar – schickt er im Monat nach Hause.

Ins Cyclo-Zentrum, einer winzigen NGO unweit vom Zentralmarkt, kommt Hum fast jeden Tag. An die 1.400 Cyclo-Fahrer sind hier Mitglieder. Hier können sie sich über ihre Probleme austauschen, duschen und auch Englisch lernen. Hum hat es mit dem Englischen versucht, aber weil die

Touristen ihn nicht verstanden, hat er es aufgegeben. Im Zentrum steht auch zweimal in der Woche ein Arzt zur Verfügung, und zweimal im Monat ist ein Frisör da. Die Mitglieder können einen Haarschnitt umsonst bekommen, erzählt die hochschwangere Nau Sarane, die hier seit sechs Jahren alle Aktivitäten koordiniert. Das Cyclo-Zentrum vergibt außerdem Kredite: 50 Dollar, das heißt soviel, wie ein gebrauchtes Cyclo kostet. Pro Tag zahlen die Fahrer 1.000 Riels (0,25 Dollar) zurück; nach 200 Tagen besitzen die Kreditnehmer ihr eigenes Cyclo. „Wir sind wie eine Bank“, lächelt Nau Sarane.

Heutzutage bekommen sie auch mehr und mehr Anfragen von Reisegruppen, die Phnom Penh mit dem Cyclo erkunden wollen. An manchen Tagen seien es bis zu hundert Touristen, dann sei ganz schön viel los. Nachdem Robert Joiner sein Buch über die Cyclos geschrieben hatte, ist er in Phnom Penh hängen geblieben. Wie lange es die Cyclos in Phnom Penh noch geben wird, weiß er nicht. Auch nicht, wie lange es noch Entwicklungsgeld für das Cyclo-Zentrum geben wird. Deswegen ist er fest entschlossen, das Zentrum in ein profitables Geschäft umzuwandeln. Um die 100 Cyclo-Fahrer hat er schon ausgesucht. Diese sollen so genannte „tourism skills“ lernen, konkret heißt das vor allem Stadtkarten lesen (das ist hier ein wirklich großes Problem), rudimentäre Englischkenntnisse und den Umgang mit Touristen. Zurzeit feilt Robert am Geschäftsplan, sucht mögliche Geldgeber für die Pilotphase und kontaktiert Reiseunternehmen.

Vor meinem Besuch im Cyclo-Zentrum hatte ich immer ein mulmiges Gefühl beim Cyclo-Fahren. Wie kann ich mich von einem hageren Khmer, der körperlich halb so kräftig aussieht wie ich, durch die Stadt fahren lassen? Doch ich muss gestehen: Es ist eine entspannte und wundervolle Art, die Stadt zu erkunden. Außerdem unterstützt man dabei die ärmste Bevölkerungsschicht Phnom Penhs.

Bei meinem zweiten Besuch im Cyclo-Zentrum wurde ich aufgefordert, den Englischunterricht zu übernehmen. Ich stellte ihnen viele Fragen über ihr Leben und sie fragten mich nach dem meinen. Wie unterscheidet sich das Leben in Deutschland von dem hier in Kambodscha? Gute Frage, wo fängt man da an? Bei uns ist es zur Zeit viel kälter, die Menschen sind weniger freundlich, mir fehlt oft das Lächeln und das spontane Gespräch auf der Straße; und wir haben keine Cyclos.

15. Der verwunschene Wald von Kampong Phlouk

Wie kann man sicherstellen, dass der Tourismus in Kambodscha breiteren Bevölkerungsschichten zugute kommt, dass Touristen länger als zwei Nächte und drei Tage bleiben und sich auch anderswo als in Angkor Wat umsehen?

Um diesen Fragen nachzugehen, habe ich mich auf den Weg zum Tonlé Sap See gemacht, dem größten Binnengewässer Südostasiens. Zwanzig Minuten südlich von Siem Reap liegt oder – genauer – schwimmt das Fischerdorf Chong Kneas; das ganze Dorf ist nämlich auf schwimmenden Flößen oder Booten gebaut. Dort schwimmt buchstäblich alles: Läden, Tankstelle, Schule samt Sportplatz. Für die Gläubigen im Dorf gibt es sogar eine schwimmende Kirche. Ein sehr ungewöhnliches Dorf, zumindest für Touristen. Ein Geheimtipp ist es allerdings nicht mehr, ganz im Gegenteil. Im Lauf eines jeden Tages schippern 2.000 bis 3.000 Besucher durch das Dorf, nicht selten stauen sich die Boote zwischen den schwimmenden Häusern.

Der verwunschene Wald von Kampong Phlouk ist schwieriger zu erreichen. Nach zwei Stunden Bootsfahrt auf dem Tonlé Sap See von Chong Kneas erblicke ich das kleine Fischerdorf Kampong Phlouk. Im Gegensatz zu Chong Kneas ist das Dorf nicht auf Flößen gebaut, sondern am Ufer auf sechs bis sieben Metern hohen Stelzen, denn der Tonlé Sap See kann in der Regenzeit mancher Orts bis zu zehn Meter ansteigen. Zur Zeit meines Besuchs ist Trockenzeit, und das Dorf sieht etwas skurril aus. Lange wackelige Leitern führen zu den Holzhäusern hoch. Während Kleinkinder emsig hoch und runter kraxeln, traue ich mich nur zögernd, die Leiter hochzuklettern. Während der heißen Trockenperiode leben die meisten Dorfbewohner unter ihren Häusern, denn dort ist es schattig und etwas kühler. Sie leben vom Fischfang, doch von November bis April ist die Ausbeute vom Fischfang wesentlich geringer als in der Regenzeit. Also nutzen die Dorfbewohner diese Jahreszeit, um ihre Boote wieder auf Vordermann zu bringen und ihre Netze zu flicken. Auf der staubigen Sandstraße, die mitten durchs Dorf führt, werden Garnelen auf riesigen Bastmatten getrocknet, daneben spielen die Dorfjungs Volleyball. Die Zeit scheint hier stehen geblieben zu sein. Doch nicht für alle.

Seit Ende 2006 hat UNDP, der Entwicklungsarm der Vereinten Nationen, mit einigen NGOs ein Ökotourismusprojekt ins Leben gerufen. Ein schwimmendes Restaurant für Touristen soll der Dorfbevölkerung eine zusätzliche Einnahmequelle erschließen und zugleich die Einkommensverluste ausgleichen, die durch rückläufige Fangquoten und sinkende Erlöse beim Fischfang ausgelöst werden. 11.000 Dollar hat UNDP investiert – für den Kauf von Küchenutensilien, für einen mit Solarenergie betriebenen Kühlschrank und für Paddelboote, mit denen die Frauen die Touristen in den nahe gelegenen überschwemmten Wald paddeln können. Auch 10.000 Broschüren wurden gedruckt, um Touristen in Siem Reap auf dieses neue Angebot aufmerksam zu machen. „Gemeindeorientierter Tourismus“ (Community Based Tourism) lautet das Schlagwort.

Doch kommt dieses Projekt wirklich der Gemeinde zugute? Nach dem Mittagessen in dem neuen schwimmenden Restaurant spreche ich mit meh-

renen Dorfbewohnern und finde sehr schnell heraus, dass nur die Wenigsten von den Touristendollars profitieren – ganz im Gegensatz zu dem, was mir der Projektleiter während des Essens erzählt hat. Nur wenige Frauen hatten bisher die Chance, im kleinen Restaurant für die Touristen zu kochen und somit etwas Geld zu verdienen.

Rachel Wildblood, im Rahmen des Tónlé Sap Umweltmanagement-Projektes auch für Kampong Phloulk verantwortlich, schildert, wie schwierig es ist, mit einem so kleinen Ökotourismus-Projekt einer ganzen Gemeinde zu helfen. Pro Monat kommen im Durchschnitt 300 bis 350 Touristen in dieses abgelegene Dorf; das ergibt kaum mehr als einen Dollar pro Einwohner. Sie möchte die Probleme des Projekts nicht schön reden: „Vieles läuft hier einfach nicht transparent ab. Wir wissen nicht, wie viele Touristen im Restaurant essen, wie viele eine Paddeltour buchen, wie viel Geld sie ausgeben, und wie das Geld danach verteilt wird. Hinzu kommt, dass auch die Polizei ihren Anteil verlangt.“ Wenn sich die Situation nicht verbessere, müsse UNDP dieses Projekt bald aufgeben, erzählt sie. Es wäre nicht das erste Projekt, wo dies geschähe. Aber vielleicht ändert es sich ja in Zukunft? Schließlich läuft das Projekt erst seit fünf Monaten, erläutert Rachel Wildblood ihr zögerndes Urteil.

Ich steige in das wackelige traditionelle Paddelboot und lasse mich von einem Dorffischer in den verwunschenen Wald paddeln. Ganz leise gleitet das enge Holzboot durch den überschwemmten Wald, die Sonne wirft durch die Bäume Schatten auf das Wasser, und ich genieße diesen Ausflug von besonderem Reiz. Die überfluteten Wälder der Tónlé Sap Region sind besonders gefährdet. Viele wollen sie abholzen, um Reisfelder anzulegen. Als Laichplätze für die Fische und als Schutz der Dörfer vor Überschwemmungen sind sie jedoch lebensnotwendig. Steigende Touristenzahlen im verwunschenen Wald von Kampong Phloulk verdeutlichen den Einwohnern, welchen Schatz sie vor ihrer Haustüre haben, und wie wichtig es für sie ist, ihn zu pflegen.

16. Wie schläft es sich auf einer kambodschanischen Matte?

Auf dem Weg zum schwimmenden Fischerdorf von Prék Toal werde ich krank. Dort möchte ich das lokale Team von Osmose treffen, eine kleine NGO, die seit 1999 ein Pilotprojekt im Bereich Umweltschutz und Entwicklung auf dem Tónlé Sap See betreibt. Die Frauen im Dorf kümmern sich liebevoll um mich. Sowie sie sehen, dass es mir nicht gut geht, schaffen sie die in der traditionellen chinesischen Medizin vielfach verwendeten Arzneien in kleinen Glasflakons herbei. Die violette Substanz soll ich mir auf den

Magen reiben, gibt mir die 49-jährige Tea mit Handzeichen zu verstehen, und die grüne Substanz auf die Schläfen. Die Sorge dieser Fischerfrauen um mich ist rührend, aber leider nicht sehr effizient. So verbringe ich den Rest des Nachmittags in der Hängematte meiner Gastgeberin Ravi.

Ziel der Organisation Osmose ist die Erhaltung bedrohter Vogelarten am Tonlé Sap See, der eines der reichsten, aber auch am meisten bedrohten Wasservogelreservate der Welt darstellt. Umweltschutz allein funktioniert nicht, wenn er nicht mit wirtschaftlicher Entwicklung gekoppelt ist, erklärt Frederic Goes, der 1999 dieses Projekt ins Leben gerufen hat. Die Menschen, die hier auf und um den See leben, sind sehr pragmatisch. Sie lassen sich nur zu etwas bewegen, was sich auch finanziell lohnt. Daher hat Osmose von Anfang an den Umweltschutz mit der Förderung nachhaltiger Entwicklung der lokalen Fischergemeinden verbunden. Heute hilft das Projekt mehr als 130 armen Familien und umfasst drei Bereiche: Zum einen wurden 25 Dorfbewohner als lokales Naturschutzteam eingestellt; sie sind für den Schutz der bedrohten Wasservögel verantwortlich. Frederic erzählt, dass er großen Wert darauf legte, ehemalige Wilddiebe einzustellen. Früher sammelten sie illegal Vogeleier und stellten die größte Gefahr für die Vogelkolonien dar. Doch wie niemand sonst kennen sie den See und seine Vögel und sind heute die besten Beschützer der Tiere. „Es gibt zwei Orte in Kambodscha, wo es um die Erhaltung einer wertvollen Umwelt geht“, erzählt Frederic. „In Angkor Wat geht es um Kambodschas kulturelles Erbe und am Tonlé Sap See und insbesondere in Prék Toal um die Erhaltung der Umwelt“.

Das versucht er den Menschen am See auch durch Erziehung klar zu machen. Von Montag bis Freitag sammelt Osmose die Dorfkinder in ihren schwimmenden Häusern ein und bietet ihnen Umweltkurse an. Mehr als 1.000 Kinder haben so schon gelernt, wie wichtig es ist, ihre gefährdete Umwelt zu schützen und welche negativen Konsequenzen illegales Fischen und Jagen für ihre eigene Zukunft haben.

Die dritte Dimension des Osmose-Projekts ist die Förderung des Ökotourismus: Führungen durch das Vogelreservat und die schwimmenden Fischerdörfer erschließen den Dorfbewohnern ein zusätzliches Einkommen. Osmose fördert außerdem die Wiederbelebung der traditionellen Weberei mit Wasserhyazinthen-Fasern. 23 Frauen haben in Prék Toal einen kleinen schwimmenden Laden aufgemacht, wo sie ihre Handarbeiten verkaufen. Seit Februar 2007 verkaufen sie ihre Produkte sogar auf dem Nachtmarkt von Siem Reap. Die Erwartungen der Frauen sind hoch. Bisher haben sie mit diesem Wasserhyazinthen-Projekt ihr Einkommen schon verdoppeln können.

Am Nachmittag begleite ich Chheang vom Osmose-Team auf seiner kleinen Runde durch das Dorf. Auf dem Programm stehen Gespräche mit Fa-

milien, um herauszufinden, ob sie am neuen Programm zur Sparförderung teilnehmen wollen, das Osmose gerade auf die Beine stellt. Er möchte auch wissen, welche Frauen im Dorf am neuen „Pilz-Projekt“ teilnehmen wollen. Aber wie soll das gehen? Wie kann man Pilze auf schwimmenden Flößen züchten? Es ist überraschend zu sehen, wie erfinderisch die Menschen in Prék Toal sind. Manche Familien haben ganze schwimmende Gärten angelegt, wo Palmen, Mangos und Bananenbäume wachsen. Gezüchtet werden hier auch Zucchini, Auberginen, Zitronengras, Papaya, Ananas, und vieles mehr. Natürlich ist es mit viel Arbeit verbunden, schildert Chheang.

Zurück bei meiner Gastgeberin Ravi. Während der ersten Nacht, die ich auf einer traditionellen kambodschanischen Matte verbringe, kann ich besser schlafen, als ich erwartet hatte. Die Matte ist zwar etwas hart, aber die leichten Wellen von den gelegentlich vorbeifahrenden Booten wiegen mich in den Schlaf. Erst das „Dorfradio“, das ab 6 Uhr morgens aus Lautsprechern plärrt, reißt mich abrupt aus dem Schlaf. Buddhistische Gebete, traditionelle und moderne Musik und Informationen, das Programm ist sehr abwechslungsreich, aber leider nicht ein- und abzuschalten. Ich stehe als Letzte auf. Ravis Kinder machen sich in ihren blau-weißen Uniformen in Paddelbooten auf den Weg in die Schule. Nur die Jüngste geht noch nicht zur Schule; sie kann nämlich noch nicht schwimmen, und das ist in der schwimmenden Schule Voraussetzung. Die restlichen Mitglieder der Familie putzen, kochen und reparieren Fischernetze. Ich inspiziere die 50 Krokodile, die Ravi in Holzkäfigen hinter ihrem Haus hält. Eigentlich sind Krokodile in der Tonlé Sap Region eine Quelle des Reichtums; doch Ravi erzählt mir, die Preise seien in letzter Zeit völlig eingebrochen. Krokodilzucht ist momentan ein Verlustgeschäft, weil die Nahrung der Tiere mehr kostet, als man für ein Krokodil auf dem Markt bekommen kann.

Ich verbringe den Rest des Morgens auf der Veranda vor Ravis Haus, beobachte, wie die Dorfbewohner auf ihren Holzbooten vorbeischweben. Ich frage mich, was diese Menschen vom Leben erwarten. Ravi erzählt mir, selber habe sie keine großen Probleme, nur kleinere Sorgen: zum Beispiel seien die Menschen hier faul. Und sie hoffe, dass in Zukunft mehr Touristen nach Prék Toal kommen und sie eines Tages einen kleinen Souvenirladen aufmachen könne.

Denn jeder in Prék Toal weiß, dass die Fischbestände im Tonlé Sap See abnehmen und das Leben immer schwieriger wird. Daher muss dringend nach alternativen Einkommensquellen gesucht werden.

Sambath, der lokale Projektleiter von Osmose im Dorf hofft, dass mehr und mehr Kinder eine richtige Ausbildung erhalten, die ihnen vielleicht später erlaubt, das schwimmende Dorf zu verlassen, um ein besseres Leben auf festem Boden zu führen.

Zurück in meiner Hängematte, warte ich auf das Boot von Battambang nach Siem Reap. Zwei Boote gibt es am Tag, eines am Morgen, das andere am Nachmittag, etwa zwischen 13.30 Uhr und 14.30 Uhr. Wie mit fast allem in Kambodscha gilt es zu warten und Geduld zu üben. Und wenn das Boot kommt, einfach winken, und die Reise geht weiter.

17. Aussicht auf Luxustourismus in der asiatischen Serengeti?

Als ein bewaffneter Offizier mit seiner AK47 auf die Ladefläche unseres Pick Up springt, um mich in den Srepok Wilderness Nationalpark zu begleiten, bekomme ich ein schummeriges Gefühl im Magen. Sehr schnell stellt sich jedoch heraus, dass Polizeibegleitung im Nationalpark üblich ist und die AK47 zur Standardausrüstung gehört.

Ich habe gerade beim ersten Außenposten des Wildlife Funds (WWF) angehalten, um mit Förstern und Polizisten über ihr Vorhaben zu reden. Sie zeigten mir einen großen Stapel von Baumstämmen, die sie vor wenigen Wochen beschlagnahmt hatten. Illegales Abholzen und Wilderei sind Riesenprobleme im ganzen Land, aber besonders in dieser Region. Daher hat der WWF vor vier Jahren ein neues Projekt im Nordosten Kambodschas, gestartet, genauer gesagt in der Provinz Mondulkiri, wo die Wälder besonders wertvoll sind. Projektleiter Martin von Kaschke spricht sogar von einer südostasiatischen „Serengeti“.

Fünf Außenposten wurden im Nationalpark gebaut. Förster und Polizei verbringen in der Regel 20 Tage vor Ort und patrouillieren gemeinsam im Dschungel auf der Suche nach Wilderern, aber auch nach geschützten Tieren, die sie möglichst vollständig zu registrieren versuchen. Besonders schwer sind die Patrouillen in der Regenzeit, wenn man sich nur auf Elefanten fortbewegen kann und die Malaria grassiert. Für dieses Projekt hat WWF gezielt ehemalige Wilderer rekrutiert und für ihre zukünftige Aufgabe als Förster ausgebildet. Lean Kha ist der Hauptförster und eine lebende Legende im Nordosten Kambodschas. Der ehemalige Rote Khmer Bodyguard erzählt mir, er habe in seinen mehr als 30 Jäger-Jahren zehn Tiger erlegt. In der Vergangenheit, als der Urwald noch voller Tiere war, war Wilderei ein sehr lukratives Geschäft, erinnert sich Kha. Doch in den Kriegsjahren wurde diese an Vietnam grenzende Region häufig bombardiert; außer den Soldaten haben damals auch Jäger zahlreiche Tierarten fast ausgerottet. Jetzt hofft der WWF mit Hilfe der kambodschanischen Regierung, dem Wildern ein Ende zu setzen.

Fachleute des WWF arbeiten mit der lokalen Bevölkerung, um ihr zu zeigen, welche negativen Folgen die unregelte Jagd hat und wie diese

schließlich sogar ihre Lebensgrundlage zerstört. Natürlich ist das Wildern nicht von heute auf morgen zu stoppen. Die Mehrheit der Dorfbewohner lebt immer noch von der Jagd im Wald, und jahrzehntealte Gewohnheiten lassen sich nicht von einem Tag auf den anderen abstellen.

Der WWF verfolgt daher einen doppelten Ansatz: Bei der Durchsetzung des geltenden Rechts arbeiten Förster und Polizei eng zusammen. Gleichzeitig arbeiten die Fachleute des WWFs mit der Bevölkerung und leiten sie an, nachhaltige alternative Einkommensquellen zu erschließen, zum Beispiel die Aufzucht von Hühnern, den Anbau von Reis und Pilzen oder das Sammeln von wildem Honig.

Außerdem plant der WWF den Bau einer feudal ausgestatteten „Safari-Lodge“ – nach südafrikanischem Vorbild – am Srepok-Fluss, erzählt Martin von Kaschke. Auch dieses Vorhaben soll nicht nur zusätzliche Einkommen für die örtliche Bevölkerung schaffen, sondern auch die kambodschanische Regierung ermutigen, das geltende Recht auch tatsächlich anzuwenden und die Tierwelt des Nationalparks wirksam zu schützen.

Zumindest die Theorie klingt einleuchtend: je reicher die Tierwelt, desto mehr Touristen. Sollte es dem WWF gelingen, die bedrohte Tierwelt im Srepok-Nationalpark zu retten, und die Regierung von der Bedeutung dieser Aufgabe für die Entwicklung des Tourismus in Kambodscha zu überzeugen, dann könnte dieser Erfolg auch der örtlichen Bevölkerung zugute kommen.

18. Verlorene Grandeur im „Bokor Palace“

Hoch oben auf dem Bokor-Hill, über dem kambodschanischen Dschungel, liegt das geheimnisvolle Bokor Palace Hotel. 1925 wurde es samt Kasino von den Franzosen gebaut. In der Trockenzeit, wenn es in der Ebene zu heiß wurde, pilgerten die Franzosen auf die 1.080 Meter hoch gelegene Bokor Hill Station, um sich zu erholen und im Kasino ihr Glück zu versuchen.

Für die Fahrt nach Bokor habe ich die Wahl: Humwee, Landcruiser oder Toyota Camry Sedan. Ich entscheide mich für die billigste Variante, den Camry. Als der Asphalt jedoch Steinen, Sand und riesigen Schlaglöchern wich, befürchtete ich einen großen Fehler begangen zu haben. Die Straße zur Bokor Hill Station wurde 1917 gebaut; dementsprechend sieht sie heute aus. Trotz der beschwerlichen Anfahrt ist dieser Ausflug in Kambodschas Vergangenheit sehr empfehlenswert.

Dichter Nebel zieht den Hang hoch und dringt durch die Türen und Fenster der alten verfallenen Kolonialhäuser. Ganz oben steht sogar eine zerstörte katholische Kirche, wo sich zuletzt Vietnamesen und die Roten Khmer wilde Gefechte um die Station geliefert haben.

Beim Gang durch das Bokor Palace Hotel lebt der verlorene Glanz vor meinem Auge wieder auf. „Faites vos jeux“, und schon höre ich das Klicken der Jetons und das Surren der Roulettekugel. Die Aussicht aus den Zimmern ist – sowie sich der Nebel verzogen hat – spektakulär. Bei schönem Wetter soll man sogar Thailand und Vietnam sehen können. Bisher jedoch stehen die Gebäude leer und verfallen da. Noch ist der Fünf-Sterne-Tourismus nicht wieder eingezogen. Und doch gibt es Gerüchte: Sokha, die Hotelkette von Sokimex, soll den ganzen Bokor Nationalpark aufgekauft haben. Aber wie gesagt, es sind nur Gerüchte.

19. Kep-sur-Mer

Kep - oder Kep-sur-Mer, wie dieser kleine Badeort an Kambodschas Küste während der französischen Kolonialzeit auch genannt wurde, war in der Vergangenheit der Geheimtipp für Phnom Penhs Elite. Nach der Unabhängigkeit wurde er in den 50er und 60er Jahren zur „kambodschanischen Riviera“. Der König und seine Familie, die hier eine Residenz besitzen, verbrachten oft das Wochenende hier. Sie tanzten Chachacha und Tango, spielten Roulette im Kasino oder genossen einfach die Sonne, das Meer und die gute Gesellschaft.

Doch die Terrorjahre der Roten Khmer, der Einmarsch der Vietnamesen Ende der siebziger Jahre, die darauf folgenden Plünderungen und viele Jahre Bürgerkrieg verwüsteten den kleinen Badeort. Die Villen aus den 60er Jahren im Stil von Le Corbusier verfielen und zahlreiche Einschussstellen zeugen heute noch von Krieg und Zerstörung. 30 Jahre lang war Kep eine Geisterstadt, vom Rest der Welt vergessen.

Heute präsentiert Kep ein ambivalentes Bild: In dem kleinen verschlafenen Badeort mischen sich der Glanz der Vergangenheit, die Spuren der deprimierenden Kriegsjahre und erste Anzeichen einer Wiedergeburt. Allmählich blüht Kep wieder auf. Einige Gasthäuser wurden wieder geöffnet. Ausländer und Expats aus Phnom Penh haben das architektonische Kulturerbe entdeckt und kaufen alte Häuser auf, um sie wieder herzurichten, erzählt Stephane Arrii, der Manager von Knai Bang Chatt. Knai Bang Chatt ist ein kleines Luxushotel der besonderen Art. Zwei belgische Kunstsammler auf der Reise durch Kambodscha waren so sehr von den heruntergekommenen Villen aus den 60er Jahren in Kep beeindruckt, dass sie kurzerhand beschlossen, drei von ihnen zu kaufen, zu renovieren, und dort ein kleines, exklusives Hotel zu eröffnen. Als Manager konnten sie Stephane, einen unternehmerischen Franzosen gewinnen, der schon seit vielen Jahren in Kambodscha lebt; Er liebt Kep und nennt es: „petit bijou“, ein kleines Juwel.

Dieser kleine Ort hat Zukunft, erzählt er. Bald soll die nahe liegende vietnamesische Grenze geöffnet werden, und die geplante ASEAN Autobahn – von Singapur nach Vietnam – soll an Kep vorbeiführen. Das werde auch Touristen bringen. Stephane ist zuversichtlich, dass es kein Massentourismus wird, denn dafür sei Kep zu weit vom Flughafen entfernt. „Aber“, fügt er hinzu, „wir sind in Asien, die Immobilienspekulationen und die Finanzinvestoren aus China, Malaysia, Vietnam und Thailand sind natürlich Anlass zur Sorge.“ Noch haben sich aber keine großen Investoren für Kep interessiert. Viele Kambodschaner und Ausländer haben hier in den letzten paar Jahren zwar Land gekauft – allerdings nur um einen Privatsitz am Meer zu erwerben.

20. Die Schattenseiten des Tourismus: Sonne, Strand und Sex

Siem Reap - Phnom Penh - Sihanoukville bilden den so genannten „Tourismus-Korridor“, den die kambodschanische Regierung entwickeln möchte. Das Ziel ist einfach: die Touristen länger im Land zu halten und von den Tempeln an den Strand zu locken. Aber werden die Touristen wirklich länger bleiben? Wie attraktiv sind überhaupt Kambodschas Strände? Ich persönlich muss gestehen, dass ich nicht um die halbe Welt fliegen würde, um eine Woche in Sihanoukville am Strand zu verbringen, nicht einmal am Sokha Beach, dem Privatstrand des Sokimex-Imperiums.

Sihanoukville ist eine merkwürdige Mischung aus einer verbauten industriellen Hafenstadt und einem verblassten kommunistischen Badeort mit heruntergekommenen Spielhöllen. Es hat kein historisches Zentrum und keinerlei Reiz. Und wer sich auf türkisblaues Wasser und einladende Strände am Golf von Thailand freuen sollte, kann nur enttäuscht werden. Mir sagte man bei meinem Besuch in Sihanoukville im Februar 2007, die Stadt sei nach dem soeben begangenen chinesischen Neujahrsfest, das halb Kambodscha an den Stränden feiert, mit dem Aufräumen etwas im Verzug. Vom Idealbild eines Ferienparadieses ist Sihanoukville aber weit entfernt, auch wegen des allgegenwärtigen Sextourismus. Plakate überall in der Stadt – und auch in allen Hotelzimmern – mahnen zwar, „Sex with children is a crime“, doch das scheint den boomenden Sextourismus an der Costa del Cambodia nicht aufzuhalten. Grauhaarige Männer, auf der Suche nach Urlaubsflirts mit jungen Mädchen, sieht man hier zuhauf.

In Kambodscha gibt es an die 100.000 Prostituierte, schätzt die International Labour Organisation (ILO); davon sind mindestens 30% minderjährig, 40% wurden dazu gezwungen, und die Mehrheit ist HIV-positiv, berichtet Pav Vannak, Programmkoordinator für CCBO (Community Children

Based Organisation). Seit 2000 kämpft der 36-Jährige in Sihanoukville gegen Kinderhandel und Sextourismus. Sexueller Missbrauch von Kindern sei eines der größten Probleme in Kambodscha, erzählt er, und dieses Phänomen nehme mit dem Tourismus noch zu.

Nach Schätzungen von UNICEF machen sich allein aus Europa jährlich eine halbe Million Männer als Freier auf den Weg nach Südostasien. Viele suchen Sex mit Kindern. Da in Thailand und auf den Philippinen, den klassischen Zielen der Sextouristen, die Polizei mittlerweile härter vorgeht, hat die Sexmafia sich teilweise umorientiert. Kambodscha wurde zu einem der Ausweichziele. Die Kinder kommen meist vom Land – von der Armut getrieben. Es kommt sogar oft vor, dass Eltern ihre Kinder aus Not verkaufen, weil ein Familienmitglied krank wird und es dann gilt, einen Krankenhausaufenthalt zu bezahlen. Allerdings, fügt Pav Vannak hinzu, sind es nicht nur Ausländer, die Kinder sexuell ausbeuten, sondern auch Kambodschaner.

Umso wichtiger sei eine umfassende Erziehung, erklärt Pav Vannak von CCBO. Seine Organisation unterstützt Aufklärungskampagnen und Unterricht für Kinder, die sich den Schulbesuch nicht leisten können oder von einer Schule zu weit entfernt wohnen. Eine knappe Stunde nordöstlich von Sihanoukville besuche ich einen buddhistischen Tempel. Da es im Dorf keine Schule gibt, werden die Kinder hier unterrichtet, und zwar in zwei Schichten. Neben dem klassischen Unterrichtsstoff wie Lesen und Schreiben lernen sie auch, was Menschenhandel ist und mit welchen Taktiken Menschenhändler und Zuhälter Kinder anlocken. CCBO betreut auch ein Zentrum für misshandelte Kinder, aber um die Anonymität der Kinder zu wahren, werden keine Besucher zugelassen.

Wichtig sei auch, Netzwerke unter den unterschiedlichen Akteuren aufzubauen und mit der Regierung zusammenzuarbeiten, erläutert Vannak. Der kambodschanische Staat habe lange nichts unternommen. Genauso wie beim illegalen Fischen oder Abholzen schaue die Regierung weg, und das Sexgewerbe floriere mit Schutz von oben. Doch Prozesse gegen ausländische Kinderschänder haben in den letzten Jahren gezeigt, dass Kinderschänder ernste Strafverfolgung riskieren.

Wenn die kambodschanische Regierung es mit der „Korridor-Strategie“ wirklich ernst meint und sie Sihanoukville auch mit Hilfe des eben eröffneten internationalen Flughafens auf der Weltkarte des Tourismus etablieren will, wird sie energisch daran arbeiten müssen, das Image des Landes zu verbessern. Die Aura von Kinderprostitution und Sextourismus ist dem Ruf als Ferienparadies sicherlich nicht förderlich.

21. Und es gibt es doch... das Paradies

Wer etwas mehr Zeit mitbringt und eine ohrenbetäubende Bootsfahrt auf einem morschen Fischkutter ohne Rettungsjacken und jeglichen Komfort nicht scheut, erreicht in drei Stunden Kambodschas traumhafte Inseln mit paradiesischen Stränden, Palmenhainen und türkisblauem Wasser – das ultimative Robinson Crusoe Feeling...

Melita und Rory Hunter, ein junges australisches Ehepaar, hat das Potential dieser Inseln erkannt. Die zwei Immobilienunternehmer, die sich vor zwei Jahren in Kambodscha etablierten, haben rasch entschlossen investiert.

„Es ist fast wie ein Goldrausch. Um die 30 Inseln liegen vor der Küste Kambodschas und Menschen, die sie gesehen haben, sagen, es sei wie Thailand vor 40 Jahren. Die kambodschanische Regierung ist sich dessen bewusst, dass Tourismus die ergiebigste Devisenquelle ist und Angkor Wat alleine für die Entwicklung der kambodschanischen Tourismusindustrie nicht ausreicht.“

Melita und Rory haben sich, so erzählen sie, im wahrsten Sinne des Wortes in die Sweetheart Islands verknallt, zwei winzige Inseln, die direkt neben der größten Insel Ko Rong liegen. In den nächsten drei Jahren wollen sie hier eine Fünf-Sterne-Ökotourismus-Anlage aus dem Boden stampfen. Die Hotelpläne von Star-Architekt Bill Bensley sind schon fertig, jetzt müssen nur noch die letzten Bewohner die Insel verlassen. Vier der zehn Familien, die auf der Insel leben, haben die beiden Investoren Arbeit im neuen Resort versprochen; die anderen haben zwei Monate Zeit, ihre Holzhütten abzubauen und auf der Hauptinsel Ko Rong unweit der Sweetheart Islands wieder aufzubauen. Jede Familie hat 50 Dollar für den Umzug erhalten. Die zwei ursprünglichen Pächter der Insel haben jeweils 30.000 Dollar erhalten. Wie viel die Behörden zugesteckt bekamen, damit sie den Hotelbau genehmigten, bleibt ein Geheimnis.

„Wenn man genügend Cash hat, ist in Kambodscha alles möglich.“ Dies sollte ich während meines sechswöchigen Aufenthaltes in Kambodscha immer wieder hören, jedoch trauen sich die wenigsten, es offen zu sagen.

Wann der Tourismusboom durchstarten wird, ist aber auch hier sicherlich nur eine Frage der Zeit. Die Entwicklungsmöglichkeiten sind offenbar viel versprechend, doch drängt sich immer zugleich die Frage auf: Werden auch die ärmeren Bevölkerungsschichten von diesem Boom profitieren?

In Kep geht auch mir die Frage durch den Kopf: Wie wäre es, wenn ich dieses oder jenes heruntergekommene Haus kaufen würde? Was könnte man daraus machen? Wäre es eine gute Investition? Wahrscheinlich ja – und doch, wie bei so vielen Orten in Kambodscha ist die Frage nicht mit Sicherheit zu beantworten. Nur eins ist sicher: Bei meinem nächsten Besuch in Kambodscha werde ich vieles kaum wieder erkennen.

Unvergessen bleiben mir jedoch die mahnenden Worte des französischen Ingenieurs Pierre Gubri, der seit 15 Jahren in Kambodscha lebt: „Zurzeit treiben die Bau- und die Tourismusbranche die kambodschanische Wirtschaft voran, aber die Hotelindustrie ist fragil. Eine Terrorattacke, eine politische Krise, eine Epidemie wie SARS oder die Vogelgrippe – und die ganze Wirtschaft, besonders in Touristenhochburgen wie Siem Reap, bricht zusammen. Es müssen alternative Einkommensquellen gefunden werden. Die Wirtschaft muss verstärkt diversifiziert werden.“ In Siem Reap gibt es viele Sprachschulen, wo man Englisch, Französisch oder Japanisch lernen kann, aber keine einzige Landwirtschaftsschule, und das in einer landwirtschaftlichen Region.

Obwohl die Mehrheit von Kambodschas Bevölkerung noch auf dem Land lebt, zieht es die Menschen in die Städte. Alle Jugendlichen träumen vom schnellen Geld, Mobiltelefonen und Motorrädern. Ohne jegliche Qualifizierung landen sie jedoch in den Armenvierteln am Rande der Städte. Es gilt, die Landflucht durch die Eröffnung neuer Perspektiven für die Menschen auf dem Land zu bremsen; denn steigende Arbeitslosigkeit in den Städten führt zu steigender Kriminalität, Prostitution und Drogenhandel. Darunter wird auch der Tourismus leiden.

Der boomende Tourismus birgt große Chancen für Kambodscha – aber nur, wenn er nachhaltig gefördert wird, breiteren Bevölkerungsschichten zugute kommt und in ein umfassendes Entwicklungskonzept integriert wird.